

# Der verhängnisvolle Unterschied

## Bemerkungen zu den Beiträgen von Gerhard Wagner und Niklas Luhmann in der ZfS 4 und 6, 1994\*

**Wil Martens**

Katholieke Universiteit Nijmegen, Postbus 9108, NL-6500 HK Nijmegen

Die auf Unterschiede setzende „Differenztheorie“ hat in den letzten Jahrzehnten in Philosophie, Kultur- und Sozialwissenschaften weite Verbreitung gefunden. Sie wird als Alternative für ein unheilbar falsches, identitätsfixiertes, „metaphysisches Denken“ präsentiert. Auffällig ist, daß die Superiorität der Differenztheorie dabei oft nicht als Rechtfertigungsbedürftig angesehen wird. Das moralische Klima, das vorschreibt, die Unterschiede von Kulturen, Menschen, Tieren und Dingen zu respektieren, scheint auch als Rechtfertigung für eine wissenschaftliche Vorgehensweise zu genügen<sup>1</sup>. Das Differenzdenken wird als selbstverständlicher Maßstab an andere Theorien herangezogen. So auch in den hier diskutierten Beiträgen von Wagner und Luhmann. Nun fällt das in einer Auseinandersetzung um Luhmanns Theorie leicht, weil er diese selbst als eine Art Differenztheorie präsentiert, der Kritiker den Maßstab also dem Kritisierten selbst entnehmen kann.

Aber vielleicht ist die Situation doch um einiges komplizierter, die Differenztheorie nicht so unproblematisch wie sie vorgibt? Und zudem, warum ist Identität eigentlich so verwerflich? Bevor man diese Fragen beantworten kann, muß zunächst genauer bestimmt werden, was eigentlich umstritten ist. Darüber wird man durch die Kampfbegriffe allein nicht genügend informiert.

### *Die Problematik*

Die Diskussion um Identität und Differenz, so kann man G. Spencer Brown (1971) entnehmen, beschäftigt sich mit nichts Geringerem als den „Gründen“ all unserer Erfahrungen und damit auch den basalen Formen, die den Wissenschaften, darunter die Soziologie, zu Grunde liegen. Diese basalen Formen sind die Formen des Unterschei-

dens. Sie betreffen das Entstehen eines Universums durch das Setzen von Trennungen. Der Akt des Trennens – d. h. das Unterscheiden verschiedener „Dinge“ – schafft erst das Universum. Daß es sich beim Erkennen, auch beim wissenschaftlichen, um Unterscheiden handelt, ist zwischen Luhmann und Wagner unumstritten. Die umstrittene Frage ist, *wie* unterschieden wird und werden muß.

Ich möchte kurz auf die weitgehenden Konsequenzen einer Diskussion des Unterscheidens hinweisen. Sie betrifft mehr als nur die bei Spencer Brown betonte kognitive Konstruktion der Welt. Darauf hat auch Luhmann hingewiesen. Die Bestimmungen des Unterscheidens beanspruchen, weil sie ganz allgemein das menschliche Wahrnehmen und Handeln betreffen, Geltung für die soziale Welt im allgemeinen. Es handelt sich um folgende Dimensionen.

1. Systembildung geschieht durch unterscheiden-Operieren. Die Unterscheidungen verwenden den Handlungen und Kommunikationen erzeugen, bei Wiederholung, soziale Systeme. Andere Unterscheidungen erzeugen andere Systeme.
2. Die „soziale Konstruktion der Realität“ (Berger/Luckmann 1968) geschieht ebenfalls durch unterscheidende Handlungen und Kommunikationen. Sie erzeugen konventionell-sprachlich festgelegte Unterscheidungen von Objekten und Ereignissen in verschiedenen Klassen oder Kategorien. Wenn andere Unterscheidungen verwendet werden, gibt es eine andere „Welt“.
3. Auch Theoretisieren ist Operieren mit Unterscheidungen. Eine Theorie, die ein einseitiges Bild des Unterscheidens hat, wird auch sich selbst als eine mit ganz bestimmten Unterscheidungen arbeitende Theorie beschreiben und diese Auffassung propagieren. Sie wird sich auf das Prozessieren dieser Unterscheidungen beschränken und das legitimieren.

Eine beschränkte oder falsche Theorie des Unterscheidens führt in jeder dieser Dimensionen zu Fehlern.

\* Ich danke Günther Ortman für hilfreiche Diskussionen.

<sup>1</sup> Vgl. Honneth (1991); Welsch (1991). Es ist dies der allgemeine Tenor bei Foucault, Deleuze, Culler usw.

Wenn man die angeführten Dimensionen überblickt, wird sogleich klar, daß Luhmanns Vorschlag, zur Vermeidung „identitätstheoretischer“ Denkfiguren zwischen operativem und reflexivem Verwenden von Unterscheidungen zu differenzieren, nicht besonders überzeugend ist. Beide Typen des Unterscheidens bedienen sich der gleichen Grundform. Operatives und reflexives Unterscheiden sind eben Unterscheiden, und ich sehe auch allgemein in Luhmanns Texten faktisch keinen Unterschied bezüglich der Form des Unterscheidens in diesen beiden Unterscheidensvorgängen. Er spricht, mit Recht, ganz allgemein über *die* Form des Unterscheidens (vgl. u.a. 1990a: 14 ff.; 1990b: 72 ff.; 1991; 1993).

Wagner konzentriert seine Diskussion auf die Unterscheidung System/Umwelt. Er versucht zu zeigen, daß diese Unterscheidung die Form eines Gegensatzes besitzt. Gegensätze basieren, so fährt er fort, auf sie begründenden Identitäten. Luhmanns Theorie kennt dann nicht eine fundierende Differenz, sondern eine sie fundierende Identität. Sie schreibt sich damit ein in die Domäne der Metaphysik. Auf Grund der oben dargestellten Überlegungen kann man vermuten, daß diese Überlegungen schon konstituierter Systeme, sondern auch auf die System und Realität operativ konstituierenden Unterscheidungen beziehen. Nicht nur, wie Luhmann (1994: 46) meint, bei der Thematisierung der Identität einer vorher operativ erzeugten Entität, sondern auch bei der primären Erzeugung selbst könnte man „daran denken, eine Gegensatzdialektik zu inszenieren“.

Wenn das zutrifft, würde allgemein gelten: Die mit Gegensätzen und Identitäten operierende Luhmannsche Theorie ist eine Form metaphysischen Identitätsdenkens.

Die These des metaphysischen Gehalts von Gegensatz und Identität ist meines Erachtens aber unhaltbar. Ich werde behaupten, daß (1) „Identität“ und „Grund“ nicht 'schlimme', sondern notwendige Konzepte sind; (2) durchaus noch andere als nur „gegensatzförmige“ Unterscheidungen wichtig sind; (3) es eine „reine“ Differenztheorie in mehreren Hinsichten nicht geben kann.

### *Identität, Grund und Metaphysik*

Für Wagner (1994: 275) ist die Bestimmung dessen was – ununterschieden – Metaphysik, Substanz- und Identitätsdenken heißt, eine einfache Angelegenheit. Immer wenn eine „Reduktion auf einen

absoluten, letzten Grund“ vorliegt, handelt es sich, ihm zufolge, um *Substanzdenken*. Substanzdenken ist notwendig *Identitätsdenken*, weil der letzte unbegründbare Grund eine Identität sein muß. In den Augen Wagners liegt eine Identitätstheorie schon dann vor, wenn eine Theorie ihre Differenzen in der Form von *Gegensätzen* einführt. Es ist die Form des Gegensatzes, im Unterschied zu jeder anderen Differenz, die sich als Differenz einer Einheit interpretieren läßt. Wenn Luhmann die gegensätzliche Unterscheidung von System und Umwelt als die zentrale Unterscheidung seiner Theorie einführt, gründet er diese faktisch auf eine Identität, diejenige der Welt. Die Systemtheorie bedient sich so heimlich identitätstheoretischer Gedankenmuster und kann deshalb der Metaphysik zugeordnet werden.

Ich glaube, daß Wagner richtig rekonstruiert, daß die systemtheoretischen Differenzen Luhmanns die Form des Gegensatzes aufweisen, wie sie in Hegels Logik beschrieben wird. Auch die These, daß es Gegensätze nur als Momente einer sie umfassenden Einheit oder Identität gibt, scheint mir richtig und wird übrigens von Luhmann nicht bestritten.

Das alles gilt, den oben angeführten Überlegungen gemäß, nicht nur für die grundlegende Unterscheidung der Systemtheorie – System/Umwelt –, sondern z.B. auch für die Systeme und Welten erzeugenden operativen Unterscheidungen – wie Tisch/Nicht-Tisch; warm/kalt; arbeiten/nicht-arbeiten; wahr/unwahr, recht/unrecht usw. Diese Gegensätze bilden Einheiten – die Welt; die Gebrauchsgegenstände; die Temperatur; die Tätigkeit; das Wissen, das Recht usw. –, die eben als solche bezeichnet werden können. Solche Identitäten sind in der Tat, aber in einem etwas anderen Sinne als Wagner meint, Voraussetzung und Grund des Gegensatzes.

Die Einheit von Identität und Unterschied wird nicht nur von Wagner, sondern auch von Hegel, Grund genannt. Ich glaube aber nicht, daß die Bestimmung des Grundes beim Letztgenannten mit den von Wagner angeführten Bestimmungen<sup>2</sup> – Voraussetzung und Substrat – vereinbar ist. Bei Hegel heißt es: „Der Grund ist die Einheit der Identität und des Unterschiedes; die Wahrheit dessen, als was sich der Unterschied und die Identität ergeben hat, – die Reflexion-in-sich, die ebenso sehr Reflexion-in-Anderes und umgekehrt ist. Es ist das Wesen als Totalität gesetzt“ (Hegel 1977: 247). Der so bestimmte Grund muß nicht unbe-

<sup>2</sup> Es ist bemerkenswert, daß Wagner (1994) nicht auf Hegels Bestimmung des Grundes eingeht.

dingt als ein vorausgesetzter, letzter Grund, auf den etwas zurückgeführt werden kann, oder als ein „reflexionslogisches Substrat“ (Wagner 1994: 282) interpretiert werden. Vielmehr müßte man sagen: Der Grund ist eine *Implikation*, er ist eine implizierte und in diesem Sinne nicht vorausgesetzte Voraussetzung. Auch der Unterschied ist in der Identität impliziert. Beide Voraussetzungen werden erst durch die Setzung der Identität gesetzt. Das muß kurz erläutert werden.

Nehmen wir an, etwas – ein Tisch – wird zum ersten Mal als Etwas wahrgenommen und bezeichnet. Damit wird eine Identität gesetzt. Nehmen wir einfachheitshalber weiter an – was völlig unrealistisch ist –, daß es noch keine anderen wahrgenommenen und bezeichneten Einheiten, Qualitäten usw. gibt, dann könnte man sagen, daß mit dem Tisch gleichzeitig, aber nur in impliziter Weise, der Gegensatz, der Nicht-Tisch und auch die Einheit (der Grund) beider, die Welt, gesetzt werden. Wenn man schon vom Hervorgehen von Etwas aus Anderem reden möchte, dann gehen der Unterschied und der Grund aus der Setzung der Identität hervor. Die Setzung von Etwas als einer Identität gibt Anlaß zur Bestimmung von Unterschied und Grund. Das ist ungefähr das Gegenteil eines vorausgesetzten Substrats und schon ganz und gar keine Emanation des Gegensatzes aus der Einheit des ursprünglichen Grundes, wie sie von Wagner (1994: 288) behauptet wird. *Identität, Unterschied und Grund gründen insgesamt in sich selbst*, sie bilden, wie es auch Hegel im oben angeführten Zitat ausdrückt, eine nicht weiter begründungsbedürftige, in sich selbst beruhende, Totalität. Sie sind *notwendige Implikata* jedes Kommunizierens, Handelns und Denkens.

Im Alltag und auch im Wissenschaftsbetrieb geht es natürlich nicht so einfach zu wie im oben skizzierten Beispiel. Wir leben in einer kategorisierten Welt, in der unsere Erfahrungen von Objekten, Ereignissen, Qualitäten und Quantitäten immer schon unterschieden und bezeichnet sind. Ein erfahrenes Etwas gilt uns deshalb irgendwie – in irgendeiner Hinsicht – als Anderem gleich. Es wird, obwohl anders, in dieser Hinsicht als ähnlich/gleich erfahren, wird mit Anderem identifiziert. Dann gehört es zur gleichen Kategorie, kann es mit dem gleichen Zeichen angedeutet werden.<sup>3</sup>

<sup>3</sup> Vgl. für den hier verwendeten Kategorie-Begriff: Lakoff (1987); Ellis (1993). „Categorization involves simplification and a reduction of uniqueness and diversity to a finite number of types“. Und: „A word in a language embodies a decision to treat a particular range of things as if they were the same, and then to treat everything that falls outside that range as different“. (Ellis 1993: 30)

Das ändert aber prinzipiell nichts an dem beschriebenen Zusammenhang von Identität, Unterschied und Grund. Ich zeige das kurz an Hand einiger Beispiele. Ihre Beschreibung bietet auch die nötigen Anknüpfungspunkte für die Thematisierung des nicht-gegensätzlichen Unterscheidens und der Unmöglichkeit reiner Differenzen in den folgenden Abschnitten.

Wenn wir einen Tisch wahrnehmen und als „Tisch“ bezeichnen, wird dieser nicht einfach vom Rest der Welt, vom Nicht-Tisch, sondern vom Nicht-Tisch in der Kategorie der Gebrauchsgegenstände unterschieden. Denn Unterscheiden und Bezeichnen finden nicht in einer unmarkierten, ungetrennten Welt statt. Die Einheit von Tisch und Nicht-Tisch ist in der deutschen Sprache normalerweise nicht Welt, sondern, abhängig vom Kontext, Gebrauchsgegenstände, Möbel o.a. Dies ist auch beim Unterscheiden von Qualitäten oder Merkmalen so, die nicht selbst Objekte oder Ereignisse sind, sondern Eigenschaften derselben, wie z. B. die Farben. Die Wahrnehmung und Bezeichnung von „Rot“ unterscheidet Rot nicht in erster Linie von der Rest der Welt, sondern von den anderen Farben. Das mit Rot implizierte Nicht-Rot sind in erster Linie die anderen Farben, und die Einheit beider sind eben die Farben. Anders gesagt, durch die Wahrnehmung und Bezeichnung von Rot wird unsere Aufmerksamkeit auf Rot und auf die anderen Farben, nicht jedoch auf Rot und unterschiedslos den ganzen Rest der Welt gelenkt. Unterscheidungen sind nicht universaler Art. Sie betreffen nicht, wenn man das so sagen darf, die ganze Welt, sondern nur einen bestimmten Abschnitt, eine bestimmte Kategorie daraus. *Die unmarkierte Seite, von der Spencer Brown, Luhmann und Wagner reden, gibt es also nicht.*

Das dies so ist, sieht man gut am sogenannten Kategorienfehler, der auftritt, wenn ein Prädikat einem Gegenstand nicht zukommt und doch zugesprochen wird (vgl. Horn 1989: 110 ff.; Sommers 1984: 282 ff.). Bestimmte Prädikate dürfen nur bestimmten Gegenständen zugesprochen werden. Anderen Gegenständen kann das Prädikat weder zugesprochen werden noch kann es mit Bezug auf sie fehlen. So z. B. ist die Kategorisierung von etwas als recht oder unrecht in der deutschen Sprache nur möglich mit Bezug auf das Handeln und Kommunizieren von Personen. Wenn man sie für Objekte oder Naturereignisse wie Baum oder Sturm oder auch für Qualitäten wie Farben verwendet, wirkt man lächerlich oder sogar verrückt. Daran sieht man, daß Kategorisierung nicht in einer ununterschiedenen, unmarkierten Welt stattfindet!

Wir halten fest: 1. Die Verwendung einer Unterscheidung geschieht immer im Rahmen einer Kategorisierung von Erfahrungen, wobei die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand, in seiner Ähnlichkeit mit anderen Gegenständen, gerichtet ist. 2. Jedes Unterscheiden, ob operativ oder reflexiv, bedeutet identifizieren und kontrastieren. 3. Eine Unterscheidung – d. h. eine Kategorie und ihr Gegensatz – verweist nur auf einen beschränkten Teil der Erfahrungen, hat einen spezifizierten Anwendungsbereich. 4. Kategorie und Gegensatz – Identität und Unterschied – bilden innerhalb einer Sprachgemeinschaft eine Identität, oder besser, weil mit diesem Wort der Unterschied zur erstgenannten Identität sprachlich festgehalten wird, einen Grund. Gründe sind in sich begründete Totalitäten von ineinander reflektierten Identitäten und Unterschieden.

Weder im Alltag noch in der Wissenschaft kann man diesen Formen entrinnen, noch ist an ihnen etwas Metaphysisches oder sonstwie Schlimmes.

### *Nicht-gegensätzliche Differenzen*

Eine Kategorisierung impliziert nicht nur eine Verweisung auf ihren Gegensatz, sondern auch auf andere Kategorien. Das sieht man leicht, wenn man die Art und Weise thematisiert, in der kategorisiert wird und kategorisierte Erfahrungen miteinander verbunden werden. Das kann mit Hilfe von Husserls Beschreibung verschiedener Assoziationsformen geschehen (dazu Holenstein 1972).

Kategorisieren, so sahen wir, bedeutet, Verschiedenes als gleich, als identisch, zu betrachten und behandeln. Das geschieht, weil es in einer bestimmten Hinsicht – z. B. qua Aussehen, motorischer Verwendung oder im Rahmen eines Bedürfnisses, einer Ziel- oder Zwecksetzung – als ähnlich erfahren wird. Wenn man diese Bestimmung der Kategorisierung mit Hilfe des phänomenologischen Assoziationsbegriffs, der auf bewußtseinsmäßig Zusammengehöriges abstellt, formuliert, heißt das: Die Erfahrung einer bestimmten Einheit wird, wegen ihrer Ähnlichkeit, mit wiedererinnerten Erfahrungen anderer Einheiten assoziiert. Es handelt sich um die sogenannte primäre und fundierende *Ähnlichkeitsassoziation* (vgl. Husserl 1966: 271).

Der Gegensatz von Identität und Unterschied kann ebenfalls als eine Assoziationsform, als die andere Seite der Ähnlichkeitsassoziation begriffen werden: diejenige des Kontrasts. „Je nach der Blickwendung erscheint der Kontrast als die kom-

plementäre Bedingung der Homogenitätsverschmelzung oder als ein genuines Einheitsmoment, das seinerseits eine Einheitsbeziehung, nämlich zwischen den sich voneinander abhebenden gegensätzlichen Daten, schafft.“ (Holenstein 1972: 42).

Als dritte Form gibt es die Assoziation nach *Kontiguität*. Hier betrifft die bewußtseinsmäßige Zusammengehörigkeit „die formale und für sich allein leere Verweisung auf räumlich oder zeitlich Umgebendes .., die zur Gegebenheit eines Bewußtseinsinhaltes als solchen gehört“ (ibid. 43). Stuhl verweist auf Tisch; Essen auf Ruhen; die eine Kommunikation verweist auf die nächste usw. Ausgehend von einer aktuellen Gegenstandserfahrung werden andere Gegenstände in räumlicher oder zeitlicher Nähe erwartet. Sie fehlen, wenn sie nicht auftreten oder da sind.

Vor dem Hintergrund dieser Unterscheidung von Assoziationsformen erscheint die Konzentration auf den Gegensatz von Identität und Unterschied als eine Beschränkung. Durch sie verschwindet die Kontiguität – d. h. die Verweisung einer Erfahrung auf die Erfahrung von in Raum und Zeit umgebenden Phänomenen, die im Zusammenhang mit dem aktuell erfahrenen Gegenstand erwartet werden – aus dem Blick. Kontiguität betrifft, genauso wie Ähnlichkeit und Kontrast, eine konventionelle, d. h. arbiträre, aber nicht beliebige, Verbindung unterschiedlicher Phänomene. *Solche, über Kontiguität geregelten Differenzen sind Differenzen nicht gegensätzlicher Art.*

Daß kontigüe Unterscheidungen gerade in autopoietischen Systemen, und daher auch für die Theorie autopoietischer Systeme, allergrößte Wichtigkeit haben, erkennt man sofort, wenn man sich das Hervorrufen der einen Kommunikation oder des einen Gedankens durch andere Kommunikationen oder Gedanken in Erinnerung ruft. Nur die Zusammenarbeit der drei angedeuteten Assoziationsformen, so muß man vermuten, bewirkt die Autopoiesis sozialer und psychischer Systeme.

### *Die Unmöglichkeit reiner Differenzen*

Im Vorhergehenden wurde gelegentlich angedeutet, daß die Setzung von Differenzen ohne Identität nicht auskommt. Die Überlegungen zu diesem Punkte möchte ich zum Abschluß systematischer darstellen und zuspitzen. Es handelt sich um: 1. Die Konstitution der Gegenstände unserer Erfahrung, 2. die Kategorisierung der Erfahrungsgegen-

stände; 3. den Grund als Einheit von Identität und Unterschied. Der letztgenannte Punkt wurde oben verhältnismäßig eingehend erörtert. Ich konzentriere mich deshalb jetzt auf Gegenstandskonstitution und Gegenstandskategorisierung und nehme Kategorisierung als Ausgangspunkt.

*Kategorisierung* von Erfahrungsgegenständen heißt, so sahen wir, eine besondere Form der Assoziation gegenwärtiger und vergangener Erfahrungen. Wenn die Erfahrung eines Gegenstandes stark genug an die eines *ähnlichen* Gegenstandes erinnert, geben sich die assoziierten Gegenstände als identische, gehören sie für uns zur gleichen Kategorie. Verschiedene Gegenstände werden als *identisch* erfahren und behandelt. Das tun wir in jedem Augenblick unseres Lebens.

Assoziation und Identifikation spielen nicht nur bei der Kategorisierung, sondern auch bei der *Konstitution* der assoziierten Gegenständen eine wichtige Rolle. Die bisher diskutierten Assoziationsformen betreffen Ähnlichkeiten, Kontraste und Kontiguitäten zwischen bereits konstituierten Gegenständen. Sie setzen aber selbst schon aus vielfachen sinnlichen Reizen konstruierte *einheitliche* Erfahrungen oder Erfahrungsgegenstände voraus. Diese Einheiten werden vom Wahrnehmenden auf Grund wiederholter, mannigfaltiger sinnlicher Rezeption konstruiert – Husserl (1966) nennt dies Urassoziation – und bilden die Voraussetzung für die Kategorisierung und weiterhin die Relationierung kategorisierter Gegenstände.

Die Konstitution und Kategorisierung von Erfahrungsgegenständen sind in erster Linie *sprachunabhängige* Phänomene. Die Konstitution von Gegenständen findet schon in den ersten Lebensmonaten eines Kindes statt. Sie betrifft nicht nur Objekte und ihre Eigenschaften, sondern auch Ereignisse und Möglichkeiten (Neisser 1987: 13 f.). Die basale Kategorisierung – betreffend Objekte, die (1) mehrere Merkmale gemeinsam haben; (2) in ähnlichen motorischen Bewegungen verwendet werden; (3) ähnliche Gestalten besitzen – ist ebenfalls eine vorsprachliche Angelegenheit (Rosch u.a. 1976). Auf Grund dieser Leistungen werden im Spracherwerb zunächst die Namen dieser basalen Objektkategorien gelernt.

Aus diesen Befunden kann man eindeutig schließen, daß es reine Differenzen, die „kulturell beliebig“ in die Welt gesetzt werden, gar nicht geben kann. Das aber ist die Voraussetzung der reinen Differenztheorie, die vom „unmarked space“ spricht, in dem beliebig – „anywhere we please“ – Differenzen gesetzt werden können, und in dem ei-

ne Beobachtung gleichzeitig Unterscheiden und Bezeichnen meint. In dieser Konzeption werden – wie vor allem von Saussure klargemacht wird – Gegenstände erst durch die Begegnung von Konzept und Hörbild konstituiert. Zuvor gäbe es keine unterschiedenen Einheiten, weder auf der Seite der Konzepte, noch auf derjenigen der Hörbilder. Die sich im mysteriösen Dunkel ausbildenden Reihen von Einheiten aus Hörbild und Konzept – Zeichenketten – wären bloße Wertsysteme, gebaut aus reinen Differenzen.<sup>4</sup>

Diese indeterministische Konzeption, in der die Welt als ein Kontinuum dargestellt wird, das durch Unterscheiden und Bezeichnen kulturell beliebig segmentiert werden kann, und die von 'reinen', d. h. identitätsfreien, Werten und Differenzen ausgeht, ist offenbar unhaltbar. Die Soziologie kann daher statt dem Trugbild einer Differenztheorie nachzujagen, sich den inzwischen bekannten Vorgängen der Konstitution, Kategorisierung und Relationierung kategorisierter Gegenstände zuwenden und darauf ihre Theorie der Erzeugung sozialer Systeme und der sozialen Konstruktion der Welt basieren.

## Literatur

- Berger, P., Luckmann, Th., 1968: The social construction of reality: a treatise on the sociology of knowledge. Allen Lane: The Penguin Press.
- Bouquet, S., 1992: La sémiologie linguistique de Saussure: Une théorie paradoxale de la référence? Langages, 107, 84–95.
- Ellis, J., 1993: Language, thought, and logic. Evanston: Northwestern University Press.
- Hegel, G., 1977: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, Bd. 1. Frankfurt: Suhrkamp.
- Holenstein, E., 1972: Phänomenologie der Assoziation. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Honneth, A., (1991): Pluralisierung und Anerkennung. In: W. Zapf, Hg.: Die Modernisierung moderner Gesellschaften: Frankfurt/New York: Campus.
- Horn, L., 1989: A natural history of negation. Chicago and London: University of Chicago Press.
- Husserl, E., 1966: Analysen zur passiven Synthesis. Aus Vorlesungen und Forschungsmanuskripten 1918–1926. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Lakoff, G., 1987: Women, fire and dangerous things.: What categories reveal about the mind. Chicago and London: The University of Chicago Press.
- Luhmann, N., 1990a: Soziologische Aufklärung 5. Opladen: Westdeutscher Verlag.

<sup>4</sup> Daß übrigens auch Saussure hier Zweifel hegt, und selbst keine besonders klare Idee des Werts besitzt, zeigt Bouquet (1992, vor allem 89 ff.) gegen

- Luhmann, N., 1990b: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1991: *Wie lassen latente Strukturen sich beobachten?* In P. Watzlawick und P. Krieg: *Das Auge des Betrachters*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Luhmann, N., 1993: *Paradoxie der Form*. In D. Baecker (Hg.): *Kalkül der Form*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1994: *Gesellschaft als Differenz: Zu den Beiträgen von Gerhardt Wagner und von Alfred Bohnen in der Zeitschrift für Soziologie Heft 4 (1994)*. *Zeitschrift für Soziologie*, 344–348.
- Neisser, U., 1987: *Concepts and conceptual development: Ecological and intellectual factors in categorization*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Rosch, E., Mervis, C., Gray, W., Johnson, D., Boyes-Bream, P., 1976: *Basic objects in natural categories*. *Cognitive Psychology*, 8, 382–439.
- Sommers, F. 1984: *The logic of natural language*. Oxford: Clarendon Press.
- Spencer Brown, G., 1971: *Laws of Form*. London: George Allen and Unwin.
- Wagner, G., 1994: *Am Ende der systemtheoretischen Soziologie. Niklas Luhmann und die Dialektik*. *Zeitschrift für Soziologie*, 23, 275–291.
- Welsch, W., 1991: *Gesellschaft ohne Metaerzählung?* In: W. Zapf, Hg.: *Die Modernisierung moderner Gesellschaften*: Frankfurt/New York: Campus.